



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Bildungswesen

Die Hochflut der Angriffe auf unsere **humanistische Bildung**, dieses Wahrzeichen und Palladium aller höheren Geisteskultur der abendländischen Welt, hat abgeebb't. Auf der einen Seite haben sich weite Kreise der Nation, und zwar nicht zuletzt auch in den praktischen Berufszweigen, unzweideutig zu der Überzeugung bekannt, daß wir jenen alterprobten Bildungsweg nicht verlassen können, ohne uns selbst schwer zu schädigen; auf der andern Seite haben die Vertreter der Philologie längst die bessernde Hand angelegt, um in Wissenschaft und Schule die vielfach verlorengegangene Fühlung zwischen den Altertumsstudien und der Gegenwart herzustellen. Sehr groß ist die Anzahl der literarischen Erscheinungen, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, dem modernen Menschen das Erbe der Vergangenheit nahezubringen und zuzueignen. Zwei Bücher möchten wir hier herausgreifen; das eine stammt aus der Feder Robert v. Böhlmanns, des antiken Historikers an der Universität München: *Aus Altertum und Gegenwart* (München, Beck). Schon die erste Abhandlung „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers“ eröffnet weite und fruchtbare Gesichtspunkte. In ein uns heute wieder auf die Nägel brennendes soziales Problem führt uns die Schilderung der Wohnungsnot in den antiken Großstädten, und mitten in die Auseinandersetzung zwischen Agrar- und Industriestaat hinein versetzt uns die Darlegung über Tiberius Gracchus als Sozialreformer. Ein Aufsatz wie der über das „technische“ Jahrhundert ist geeignet, auch dem unbedingtesten Anhänger Ostwalds und seiner Gefährten die Augen zu öffnen über die kimmerische Ode einer rein auf mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlage aufgebauten Weltanschauung. Was uns das „Sokratesproblem“ zu sagen hat, ermißt man sofort, wenn man sich nur erinnert, daß das gesamte Denken

Fr. Nietzsche und seine Stellung zur historischen Romantik orientiert ist nach der Frage seines wechselnden Verhältnisses zu dem großen Nationalisten und Sophisten des fünfsten vordchristlichen Jahrhunderts. Was wir Heutigen alles aus der Betrachtung der Antike lernen können, führt in geradezu packender Anschaulichkeit der letzte Beitrag vor: Über die Geschichte der Griechen und das neunzehnte Jahrhundert. Wir sehen hier, wie sich je nach der Einstellung des Auges auf den ästhetisch-klassizistischen Blickpunkt Goethes oder den demokratisch-liberalen Grotes oder den historisch-psychologischen der neuesten Forschung die Perspektive des Bildes verschiebt, das wir uns vom Hellenentum machen, und wie die Schwankungsbreite der Wertung den rosenroten Optimismus von Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ einerseits, den schwarzseherischen Pessimismus in Jakob Burckhardts „Griechischer Kulturgeschichte“ andererseits einschließt.

An das Publikum im weitesten Sinne wendet sich P. Cauer in seinen Vorträgen über „Das Altertum im Leben der Gegenwart“ („Aus Natur- und Geisteswelt“, 356. Bändchen, Teubner, Leipzig 1911). Entgegen dem Bestreben, im Altertum mit einseitiger Betonung immer nur das Abgeschlossene, Gleichartige hervorzuheben, macht der um die Ausöhnung der Altertumswissenschaft mit der Neuzeit hochverdiente Verfasser Ernst mit der Durchführung des Entwicklungsgedankens und der Anwendung freiester Kritik auf die Antike, deren tatsächlichen Kern wir ebenso aus der Hülle des Dogmas herauszulösen hätten wie den des Christentums. Cauer hat den Mut der Forderung, daß auch in der Schule die sichereren Ergebnisse rückhaltlos mitgeteilt werden und alle angeblich pädagogischen Umdeutungen unterbleiben sollen; auch hier wünscht er im Sinne des Schillerschen Idealismus „Erziehung zur Freiheit.“ Unter diesen Gesichtspunkten führt er die verschiedenen Gebiete des antiken Schaffens in Literatur, Religion, Kunst, Wissen-

schaft, Staat vor und läßt dabei eine Fülle von Blicken auf bisher vielfach anders aufgefaßte Erscheinungen, besonders der homerischen Welt, fallen. Wer sich rasch eine Übersicht über die moderne Betrachtung dessen verschaffen will, was wir Griechen und auch Römern verdanken, wird die kleine Schrift mit vielem Nutzen lesen.

Prof. Dr. Melzer-Hannover

### Tagesfragen

**Der Dilettant.** In einem Essay über den Schriftsteller las ich neulich die oft widerlegte, deswegen aber noch immer gleich gefürchtete Beherrschung des Dilettanten. Nur der Dilettantismus ist fruchtbar, heißt es da, weil der Dilettant von seinen Fähigkeiten und seiner Tätigkeit so gut wie nichts weiß, weil es ihm niemals in den Sinn kommt, nach seinem „Können“ zu fragen. Er kennt auch keine „Arbeit“. Nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf. Darum ist er auch der wahre Künstler, welcher unbewußt gleich einem Schlafwandler sich über Dächer und Türme setzt, aber herunter fällt, sobald man ihn anruft, sobald er bewußt wird.

Wir haben all diese Sätze vom Unbewußten und Unterbewußten des Künstlers, von der Naivität alles großen Schaffens und von der Mission des Dilettanten schon so oft gehört, daß sie uns kaum mehr berühren können. Goethe war der erste, welcher dieses Loblied des Dilettantismus sang, aber was er meinte, war nicht der Dilettant in unserem Sinne, sondern der Amateur, der Dilectus, den Rudolf Kaffner in seinem viel zu wenig gelesenen Büchlein über den Dilettantismus (Frankfurt a. M., Rütten und Loening) als den großen Herrn definiert, welcher die Flöte blies und glücklich war, sein Leben mit schönen Dingen zu füllen. Der heutige Dilettant ist nicht mehr Amateur, sondern er drängt aus dem Receptiven hinaus ins Produktive, macht aus seiner Vorliebe ein Geschäft. Dreiviertel unserer heutigen Bücher, Feuilletons, Kritiken, sogenannte Kunstwerke jeder Art überhaupt sind Dilettantenarbeit. Der wirkliche Künstler steht da ein wenig kopfschüttelnd abseits, ärgert sich ein wenig, lächelt wohl auch ein wenig, wenn in Journal und Zeitschrift das wilde Meer mit Lob und Verriß sein possierliches Wesen treibt. Wir sind wohl heute alle psycho-

logisch viel zu geschult, um nicht sofort derartige Definitionen als altes Eisen zu empfinden, das auch die Hammerschläge eines guten Stils nicht wieder gebrauchsfähig machen können. Wer glaubt heute noch an die alte Phrase der Genialitätsperiode, daß alles Große von Außenseitern geschah? Das Leben dieser großen Außenseiter, Robert Meyers etwa, ward uns seither viel zu gut bekannt, als daß wir sie noch als Außenseiter empfinden könnten. Sie waren Vorläufer, in ihrer Zeit noch Unverständene, aber der Weg zu ihrem Ziel war genau so bewußte Arbeit, äußerste, geregelte, systematische Anspannung aller Kräfte um eines Zweckes willen, wie das zu jeder Leistung erforderlich ist. Und in der Kunst? Dürer, Lionardo, Goethe und Dante und Shakespeare, Mozart und Beethoven, das sind alles künstlerische Berufsmenschen, denen jede andersartige Beschäftigung nur eine Quelle mehr bedeutet, daraus den Strom ihrer künstlerischen Persönlichkeit zu speisen.

Gewiß, jeder Künstler ist Amateur, ehe er Künstler wird. Denn ehe jemand schafft, zeigt er erst Interesse für das Gebiet, auf welches ihn seine schöpferischen Kräfte hinweisen. Er ist auch in seinen ersten Arbeiten Dilettant insofern, als seine Fähigkeiten noch nicht auf der Höhe seiner Absichten stehen, als er eben zunächst mehr diese Absichten im Auge hat, als sich des Weges zu ihrer Erfüllung bewußt ist. Aber Künstler in einem höheren und höchsten Sinne wird er erst in dem Augenblicke, wo er vollkommen zu diesem Bewußtsein gelangt, wo er von seinen Fähigkeiten und seiner Tätigkeit immer mehr, so gut wie alles, weiß, wo er sich in allem zunächst nach seinem „Können“ fragt. Denn gerade das ist es, was den Künstler vom Dilettanten unterscheidet, sein Werk im Gegensatz zum Dilettantenwerk zu etwas organisch in sich Vollendetem macht. Alles andere Gerede vom Unbewußten, Naiven usw. bezieht sich nicht auf den Künstler an sich, sondern auf den für die Kunst geeigneten Menschen und ist, auf das Schöpferische angewendet, nichts als Geschwätz und Phraseologie.

Man lese Goethes Gespräche, Briefe und Tagebücher, Balzacs Briefe an Frau Hanska (soeben in einer schönen deutschen Ausgabe im Inselverlag herausgekommen und ein wichtiges Bademeccum für jeden Künstler),

man vertiefe sich in die Korrespondenz selbst eines sogenannten ganz Intuitiven wie Heinrich v. Kleist, in das, was Heine über seine Lyrik sagt, und man wird überall einen höchst bewußten, selbstkritischen Kunstverstand am Werke sehen, der auswählt und verwirft, ordnet, feilt und hämmert und ebenso kühl in der Kritik am Eigenen wird, wie er heißblütig leidenschaftlich in der Konzeption war. Für jeden großen Künstler beginnt die schwere Arbeit erst nach der Intuition.

Das eben scheidet ihn vom Dilettanten gründlich, und das macht unsere heutige Überflutung mit dem Dilettantismus in ihren verbreiternden und verflachenden Begleiterscheinungen so überaus gefährlich für die an sich schon dürftigen Lebensbedingungen echter Kunst. Der Dilettant hat es ja so leicht! Für ihn ist die Empfängnis alles, die Gestaltung nichts. Er hat kein echtes Material nötig, liegen ihm doch in allen Künsten die Phrasen und Oberflächlichkeiten, die Allgemeinheiten und Posen bequem zur Hand. Sie sind sein Material, weil er nicht selbstschöpferisch, sondern eben rezeptiv ist, und er sieht als Schriftsteller etwa gar keine Schwierigkeiten darin, den richtigen Ausdruck zu finden, sondern ist am Ende vielmehr beglückt von der Überfülle der Worte, die sich zu ihm drängen und die er kaum zu bewältigen vermag. Er sieht nicht, wie abgegriffen und abgenutzt diese Worte sind, wie sie aus anderen Gedankenverbindungen herkommen und sich mit den seinen so gar nicht decken wollen. Es fehlt ihm da die wichtigste Eigenart des Künstlers: Kritik der Sprache. Er kennt nicht die ungeheuerlichste, die rein künstlerische Qual, das Bewußtsein, daß für jeden wahren Künstler auch die reichste Sprache immer wieder bettelarm ist und in mystischer Arbeit ganz neu zum Panzer und zur Waffe für ihn gehämmert werden muß.

Diese Leichtigkeit der Dilettantenproduktion, welche sich nicht nur in die Spalten der zwölftausend deutschen Zeitungen und Zeitschriften ergießt, sondern auch das Meer unserer Bücher von Jahr zu Jahr in bedauerlicher Weise stärker anschwellen macht, verschlechtert die Lebensmöglichkeiten der wirklichen Kunst aufs beträchtlichste. Je höher die allgemeine Produktivität steigt, desto tiefer sinkt das

Geschmacksniveau. Der alte Hausdichter, welcher ja auch schon früher in keiner Familie fehlen durfte, hat sich gemaufert; er tritt mit seinen privaten Vergnügungen an die Öffentlichkeit, beansprucht ernst genommen zu werden, Geld zu verdienen. Ja, die vielen Schriftstellerverbindungen, mit denen wir gesegnet sind und die deutsch unentwegt für die soziale Würde des Schriftstellers kämpfen — als ob soziale Würde vom Beruf abhinge und nicht von der Persönlichkeit! —, sind zum guten Teile nichts anderes als die Zusammenrottungen von Dilettanten, welche die Ehre, die sie selbst ihrem Berufe nicht schaffen können, nun von außen an ihn heranbringen möchten.

Unsere Literatur ist die typische Dilettantenliteratur mit ihrer Gleichmäßigkeit im Stil, ihrem Mangel an eigenen Gedanken, ja man darf wohl sagen mit ihrer Furcht vor eigenen Gedanken als eingeschmuggelter Ware, die sich nicht bezahlt macht. Diese Schnellfertigkeit voluminöser Bände ist eben Dilettantenarbeit wie die ulkige Manie der Aktualität, die sich heute, wenn Wilde gerade beliebt ist, erotischer gibt, um sich morgen mit Empfinden deutschen Heimatskunstbart zu streichen. Da ist mir der jetzt so gern verspottete trockene alte Stubengelehrte lieber; es ist doch noch ehrliche Arbeit — bessere Arbeit, als der pikante Blender sie liefert, über dessen Tinte und Feder weder Herz noch Hirn sitzen.

Der Dilettant von heute ist ein Routinier geworden; damit hat er seiner Existenzberechtigung das Urteil gesprochen. Routine des Dilettantismus ist ein Widerspruch in sich. Es heißt eine Entwicklungsstufe konstant machen und diejenigen, welche nicht über sie hinausgelangen, zu Herren über die anderen einsetzen. Die natürliche Folge davon ist das allgemeine Bestreben, alle Tiefen auszugleichen, damit sie sich nicht von der allgemeinen Oberfläche unterscheiden. Wir haben jüngstens einen Goethe für Jungens bekommen und werden nun hoffentlich bald auch einen Stendhal, einen Balzac für Jungens haben.

Und wenn das dann glücklich so weit ist, dann wird jeder Dilettant schnell entdecken, wie gering eigentlich die Differenz zwischen ihm und Balzac ist, und es wird überhaupt keine eigentliche Literatur mehr notwendig sein.

Lothar Brieger-Wasservogel in Berlin